

(Nachdruck verboten.)

16]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Alsdann kam ein Juwelenhändler mit Rubinen, dann zwei Erfinder, Engländer, Deutsche, Italiener, alle Sprachen, alle Geschlechter. Nichtsdestoweniger ging der Zug der Kommissionäre weiter, zwischen den andren Besuchen hinein, immer fortdauernd, mit der Wiederholung der gleichen Geberde, der mechanischen Vorlegung des Notierungszettels. Gleichzeitig kam die Flut der Angestellten, je näher die Börse stund, in größerer Menge durchs Zimmer; sie brachten Telegramme und holten Unterschriften.

Der Spektakel stieg auf den Gipfel, als urplötzlich ein fünf- bis sechsjähriger Junge Trompete blasend auf einem Stod ins Zimmer hereintritt; und Schlag auf Schlag kamen noch zwei Kinder, — ein Mädchen von drei Jahren und ein andres von acht, — sie belagerten den Sessel des Großvaters, zupften ihn an den Armen und hingen sich an seinen Hals. Er ließ dieses kaltblütig geschehen und küßte sie selbst mit jener jüdischen Liebe zur Familie und zu einer zahlreichen Nachkommenschaft, aus der man Kraft schöpft und für die man kämpft.

Plötzlich schien ihm Saccard wieder einzufallen.

„O, bester Freund, Sie entschuldigen mich! Sie sehen, daß ich keinen Augenblick für mich frei habe. Sehen Sie mir jetzt Ihre Angelegenheit auseinander!“

Er begann schon Saccard anzuhören, als ein Angestellter einen großen blonden Herrn hereinführte und dem Chef einen Namen zuraunte. Gundermann erhob sich sofort, aber ohne Eilfertigkeit, und verhandelte mit dem Herrn vor einem Fenster, während einer der Söhne an seiner Stelle die Kommissionäre weiter empfing.

Trotz seines dumpfen Großes empfand Saccard allmählich eine hohe Achtung. Er hatte den blonden Herrn erkannt, den Vertreter einer Großmacht, der in den Tuilerien voll Hochmut war, aber hier mit leicht vorgebeugtem Haupte lächelnd als Bittsteller dastand. Ein andres Mal wurden hohe Verwaltungsbeamte, ja selbst kaiserliche Minister so stehend in diesem Zimmer empfangen, das wie ein öffentlicher Platz und mit Kinderlärm erfüllt war. Hier machte sich das Weltkönigtum dieses Mannes geltend, der an allen Höfen der Welt eigene Gesandte, eigne Konsuln in allen Provinzen, Vertreter in allen Städten, Schiffe auf allen Meeren hatte. Er war kein Spekulant, kein abenteuernder Kapitän, der mit fremden Millionen Manöver vornahm und, wie Saccard, von heldenmütigen Kämpfen träumte, in welchen er mit Hilfe des fremden Goldes, das unter seinen Befehlen kämpfte, eine Riesenbeute für sich gewinnen wollte; er war vielmehr, wie er gutmütig zu sagen pflegte, nur ein Geldhändler, der geschickteste und eifrigste, den es geben konnte. Um aber seine Macht vollständig zu begründen, mußte er wohl die Börse beherrschen; so fand bei jedem Liquidationstermin eine neue Schlacht statt, bei welcher unfehlbar der Sieg sein blieb durch die entscheidende Kraft der starken Bataillone. Saccard, der ihn anblickte, fühlte sich einen Augenblick niedergedrückt beim Gedanken, daß alles von diesem Manne in Bewegung gesetzte Geld sein Eigentum war, daß er in seinen Kellern einen unerschöpflichen Vorrat von seiner Ware barg, mit welcher er als listiger und kluger Kaufmann handelte, als unumschränkter Herr, dessen Willen man gehorchte, der alles selbst hören, alles sehen und alles thun wollte. Eine Milliarde Eigentum, mit der man so manövriert, ist eine unüberwindliche Macht.

„Wir sollen nicht eine Minute für uns haben, bester Freund,“ sagte Gundermann, als er zurückkam. „Hören Sie, ich will jetzt frühstücken, kommen Sie mit mir hinüber in den Saal nebenan. Vielleicht wird man uns dort in Ruhe lassen.“

Es war der kleine Speisesaal des Hauses, derjenige für das Mittagmahl, bei dem die Familie nie vollzählig war. An diesem Tage waren nur neunzehn bei Tisch, darunter acht Kinder. Der Bankier nahm die Mitte ein; vor ihm stand nur eine Schale Milch.

Einen Augenblick sah er mit geschlossenen Augen und vor Müdigkeit erschöpft da, das Gesicht sehr blaß und verzerrt; denn er war leber- und niereuleidend. Als er hierauf mit zitternden Händen die Schale an die Lippen geführt und einen

Schluck getrunken hatte, seufzte er: „O, ich bin ganz schwachmatt heute!“

„Warum ruhen Sie nicht aus?“ fragte Saccard.

Gundermann wandte ihm erstaunt die Augen zu:

„Ich kann ja nicht!“ rief er naiv.

In der That ließ man ihn nicht einmal in Ruhe seine Milch trinken, denn der Empfang der Kommissionäre hatte wieder begonnen. Jetzt trabten sie durch den Speisesaal, während die Familienangehörigen, Männer und Frauen, an dies Gedränge gewöhnt, unter fröhlichem Lachen dem kalten Fleisch und dem süßen Gebäck kräftig zusprachen, und die Kinder, durch einen Schluck unverdünnten Weines lustig geworden, einen betäubenden Lärm machten.

Saccard, der ihn immer noch anblickte, sah mit Verwunderung, wie Gundermann in so langsamen Schritten und mit solcher Anstrengung seine Milch hinunterwürgte, daß es schien, als könnte er nie zum Boden der Schale gelangen. Man hatte ihm Milchdiät verordnet, er durfte nicht einmal mehr Fleisch oder Backwerk anrühren. Wozu dann die Milliarde?! Auch die Weiber hatten ihm nie Sorge gemacht. Vierzig Jahre lang war er dem feinigsten aufs strengste treu geblieben, und jetzt war seine Enthaltbarkeit eine notgedrungene, unwillkürlich endgültige. Wozu also um fünf Uhr morgens aufstehen, dieses gräßliche Handwerk treiben, sich unendlich abmühen, wozu das Leben eines Zuchthäuslers führen, ein Leben, welches kein zerlumpter Bettler auf sich genommen hätte, — das Gedächtnis mit Zahnen vollgestopft, den Kopf bis zum Versten mit einer Welt von Sorgen angefüllt? Wozu dieses überflüssige Gold zu so vielem Golde gesellt, wenn man nicht einmal auf der Straße ein Pfund Kirichen kaufen und essen, das erste beste Mädchen in eine Werkneipe führen darf, wenn man nicht alles genießen kann, was verkäuflich ist, Trägheit und Freiheit?

Saccard, der in seinen gewaltigen Anwandlungen von Geldgier die Liebe zum Geld an und für sich wohl begriff, wegen der aus demselben stammenden Macht, fühlte sich von einem gewissen heiligen Schrecken ergriffen, als er diese Gestalt vor sich sah, nicht die des klassischen Geizhalses, der Schätze aufhäuft, sondern des unverbrüchlich pflichttreuen, bedürfnislosen Arbeiters, der in seinem kränklichen Greisenalter fast zur abstrakten Größe geworden war, und der an seinem Turm von Millionen immerfort hartnäckig weiterbaute mit dem einzigen Traum, ihn dereinst den Seinen zu hinterlassen, damit sie ihn noch größer aufbauen, bis er die Welt beherrschte.

Endlich neigte sich Gundermann zu Saccard herab und ließ sich halblaut die geplante Gründung der Banque Universelle auseinandersetzen. Uebrigens war Saccard sparsam mit den Einzelheiten; er machte nur eine leise Anspielung auf Samelins Mappe, denn er hatte schon bei den ersten Worten herausgeföhlt, daß der Bankier ihn auszuhorchen suche und zum Voraus entschlossen war, ihn abzuweisen.

„Schon wieder eine Bank, bester Freund, schon wieder eine Bank!“ wiederholte er mit seiner spöttischen Miene. „Ein Unternehmen, in welches ich viel eher Geld stecke, das wäre eine Maschine, ja eine Guillotine, die allen neugegründeten Banken den Hals abzuschneiden hätte. Wie? Ein Neuen, um die Börse reinzufegen? Hat Ihr Ingenieur nicht so etwas in seinen Papieren?“

Dann that er wieder väterlich und fuhr mit grausamer Ruhe fort:

„Nun, seien Sie vernünftig! Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe . . . Sie haben unrecht, sich wieder in Geschäfte einzulassen, es ist ein wahrer Dienst, den ich Ihnen erweise, wenn ich mich weigere, Ihr Konfortium in Gang zu bringen. Unfehlbar müssen Sie umkippen, das ist mathematisch sicher, denn Sie sind viel zu leidenschaftlich und haben zu viel Phantasie; und dann nimmt es immer ein böses Ende, wenn man mit fremdem Geld handelt . . . Warum findet Ihr Bruder nicht eine passende Stellung für Sie, wie? Als Präsekt oder als Generaleinnehmer? . . . Nehmen Sie sich zusammen, bester Freund, nehmen Sie sich zusammen!“

Saccard hatte sich zornbebend erhoben:

„Es ist also entschieden, Sie nehmen keine Aktien, Sie wollen nicht dabei sein?“

„Mit Ihnen? Im Leben nicht! Ehe drei Jahre vergangen, sind Sie kahlgefressen.“

Jetzt trat eine Pause ein, ein kampfeschweres Schweigen; herausfordernde Blicke wurden jäh gewechselt:

„Also dann . . . guten Morgen! . . . Ich habe noch nicht gespeist und bin sehr hungrig. Wir wollen schon sehen, wer lahlgefressen wird.“

Saccard verließ den Bankier inmitten des Stammes der Seinen, welche unter lautem Geplauder sich mit Backwerk vollends sättigten. So empfing dieser die letzten Nachzügler unter den Mäklern; er schloß mitunter die Augen vor Müdigkeit und schlürfte in kleinen Schüden die Schale aus, die Lippen ganz weiß von Milch.

Saccard warf sich in seine Droschke und gab dem Kutscher die Rue Saint-Lazare an. Ein Uhr schlug es, der Tag war also verloren. Außer sich kehrte er zum Essen nach Hause. O, dieser schmutzige Jude! Diesen Menschen hätte er entschieden mit Wonne unter den Zähnen zermalmt wie ein Hund einen Knochen! Freilich, ihn aufzufressen, dazu war der Bissen doch zu gewaltig groß. Aber was könnte man wissen? Die größten Reiche sind ja zusammengestürzt, und es giebt immer eine Stunde, in welcher die Mächtigen unterliegen. Nein, nicht auffressen: zuerst mußte man ihn anschneiden, ihm Fesseln von seiner Milliarde entreißen und dann erst auffressen. Jawohl! Weshalb könnte man sie nicht in der Person ihres unbefruchteten Königs vernichten, diese Juden, die sich für die Herren des Gastmahls hielten?

Diese Gedanken, dieser aus Sundermanns Haus mitgenommene Born fachten in Saccard einen rasenden Eifer an, ein Bedürfnis nach Geschäften und sofortigem Erfolg.

Mit einer Handbewegung hätte er sein Bankhaus aufbauen und in Gang setzen mögen, daß es siege und die Konkursenzhäuser zermalme. Da fiel ihm plötzlich Daigremont wieder ein, und ohne hin und her zu überlegen, mit unwiderstehlichem Antriebe bog er sich hinaus und rief dem Kutscher zu, er solle die Carrefourcauldstraße hinauffahren. Wenn er Daigremont antreffen wollte, dann mußte er sich eilen und später speisen, denn er wußte, daß dieser gegen ein Uhr ausging. Freilich war dieser eine Christ zwei Juden wert; er galt für einen Menschenfresser, der junge Unternehmungen auftraß, mit deren Obhut er betraut war. Aber in dieser Stunde hätte Saccard sogar mit dem Straßenräuber Cartouche wegen der Eroberung unterhandelt, selbst unter der Bedingung gemeinsamer Teilung. Später würde man schon sehen; er würde ja der stärkere sein.

Inzwischen war der Wagen, welcher die steile Steigung der Straße mühsam überwinden hatte, vor dem hohen monumentalen Thor eines der letzten Häuser des Stadtviertels stehen geblieben, welches sehr schöne Herrschaftshäuser besaß. Das Hauptgebäude erhob sich im Hintergrunde eines großen gepflasterten Hofes und hatte ein königliches Aussehen; der anschließende Garten, der noch mit Jahrhunderte alten Bäumen bepflanzt war, blieb ein edler Park, abgeändert von den stark bevölkerten Straßen. Ganz Paris kannte dieses Palais wegen seiner herrlichen Feste, vor allem wegen der wunderbaren Gemäldesammlung, die kein Großfürst auf Reisen zu besichtigen vermöchte. Mit einer Frau verheiratet, die wegen ihrer Schönheit berühmt war, wie die Gemälde, und die in der Gesellschaft große Erfolge als Sängerin errang, führte der Herr des Hauses ein fürstliches Leben. Er war ebenso stolz auf seinen Rennstall wie auf seine Gemäldesammlung, gehörte zu einem der größten Klubs, verkehrte offen mit den kostspieligsten Damen, hatte eine Loge in der Oper, seinen Stammplatz bei den Auktionen im Hotel Drouot und sein Plätzchen in den beliebtesten anrüchigen Orten. Dieses ganze großartige Leben, dieser vom Nimbus der Dame und der Kunst umstrahlte Aufwand wurde einzig und allein von der Spekulation bestritten; dieses Vermögen war in stetem Fluß und schien unerschöpflich wie das Meer, aber es kannte Ebbe und Flut, an jedem Stichtag Differenzen von zwei- bis dreimalhunderttausend Franken.

Als Saccard die majestätische Freitreppe erstiegen hatte, wurde er von einem Diener angemeldet und durch drei Säle geführt, die mit köstlichen Kunstwerken angefüllt waren, bis er zu einem kleinen Rauchzimmer gelangte, wo Daigremont seine Cigarre zu Ende rauchte, ehe er ausging.

Daigremont war fünfundsiebzig Jahre alt; sein hoher Wuchs kämpfte mit einer beginnenden Leibesfülle; sehr elegant gekleidet und sorgfältig frisirt, trug er als fanatischer Anhänger der Tuilerien nur Schurr- und Knebelbart. Er befließigte sich großer Liebenswürdigkeit infolge seines unbegrenzten, siegesfähigeren Selbstvertrauens.

(Fortsetzung folgt.)

Kerker-März.

Schleppt den Frühling in den Kerker!
Der die Welt in Aufruhr bringt:
Wähe rauschen, Bäume flüstern,
Jeder Vogel zirpt und singt,
Und auch in die Menschenherzen
Wunderbare Regung bringt —
Schleppt den Frühling in den Kerker!
Der die Welt in Aufruhr bringt.
(Deutsche Lieder aus der Schweiz 1842.)

Der junge Polizeilieutenant befand sich schon seit Wochen in erheblicher Aufregung. Ihm war zum erstenmal die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, am Eingang zum Friedrichshain die roten Schleifen der Märzkränze zu censurieren. Der Minister des Innern hatte mit dem Polizeipräsidenten konferiert und man war übereingekommen, daß man diesmal mit ganz besonderer Strenge aber auch mit großem Takt vorgehen müsse. Die Zeiten waren wir und wild, der Respekt vor der Obrigkeit war nur noch ein Märchen von ehemals, so mußte strenge Sorge getragen werden, daß das rote Märzrauschen im Friedrichshain die Seelen nicht durch revolutionäre Niederwerse noch mehr empöre und vertilbere. In den früheren Jahren waren manche Mißgriffe vorgekommen. Die gefährlichsten Sprüche hatte man durchschlüpfen lassen, während man andererseits kanste Harmlosigkeiten unbarmherzig abschchnitt, so daß die Berliner nicht genug höhnen und lachen konnten über den Litteraturverband des ausführenden Polizeilieutenants. War es doch selbst geschehen, daß einmal die Verse

Nicht Roß und Reifige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten stehn

von einem Polizeilieutenant konfisziert worden waren, der die Zeilen für eine umstürzlerische Gemeinheit von Heinrich Heine gehalten.

Diesmal aber sollte kein Mißgriff sich ereignen und darum übertrug man das verantwortungsvolle Amt einem Mann, der in dem Geruche stand, Schillers Glocke und den Sang an Regir auswendig zu können, dessen Verschlagenheit auf künstlerischem Felde mithin einwandfrei war. Um allen Anforderungen gewachsen zu sein, und die Schere mit eleganter Geschwindigkeit handhaben zu können, hatte er sogar einen Kursus in der Schneiderakademie genommen . . .

Die Sonne des 18. März ging auf. Am stillen Friedhof der Märzgefallenen ward es lebendig. Als wenn die Toten erwachten! Die Männer der Arbeit kamen ernst und feierlich und breiteten ihre Kränze mit den blutenden Schleifen über die Gräber und Male. Zwischen Spalieren von Schutzleuten mußten sie hindurch. Am Eingang stand der Polizeilieutenant mit hoch geschwungener Schere und musterte jedes goldene Wort, das in die roten Bänder gepreßt war. Die Ernte war groß. Eine Sekunde lang weite sein staats-erhaltendes Auge auf jeder Schleife, eine rasche litterarische Uebersetzung, und der Kranzträger tonnte mit heiler Schleife passieren oder aber die blanke Schere fuhr blitzschnell durch das Band, das leise wimmerte.

Da kam ein Mann, der sah besonders verdächtig aus. Ueber seinem stummen Ernst lag es wie ein leuchtendes Lachen, und als er den Polizeilieutenant mit seinen hellen Augen anblidete, hatte dieser das Gefühl, als sprühte der Blick einen schlimmen boshafte Wis. Auf der Kranzschleife des Verdächtigen aber standen nur die Verse:

Schleppt den Frühling in den Kerker!

Der Polizeilieutenant geriet in Verlegenheit. Er stockte und zauderte. Die kleine blanke Schere wog plötzlich Centner und als er die Klinge wegend bewegte, schienen sie wie eingeroftet. Kein Zweifel, hier lauerte ein Mißgriff! Der Kerl sah so niederträchtig höhnisch aus. War das Wort etwa gar von Goethe, von Luther oder vom Major Lauff? Würde der „Vorwärts“ am nächsten Tage triumphierend verkünden, wie toll sich der Censor verschritten? Es war schon besser, wenn er die Schere ruhen ließe! Aber nein, der Träger des Kranzes bliete allzu spöttisch. Gewiß, mit dem Vers war offenbar eine ganz ungeheuerliche Verhöhnung der staatlichen Gewalten, insbesondere der Polizei, beabsichtigt! Durfte er sich dem Verdacht aussetzen, daß er zu dumm gewesen, um gerade das gefährlichste zu merken? Und der arme Polizeilieutenant klappte die Schere auseinander und schnitt — zitternd. In seinen Ohren flirrte das Schreckenswort: Mißgriff! Das abgechnittene Band aber steckte er in die Hosentasche. . .

Die schwere Arbeit war gethan. Der Polizeilieutenant saß in seinem Zimmer und ruhte sich im Lehnstuhl von den Zweifeln und Ängsten des Vormittags aus. Die Schleife mit der Aufforderung, daß man den Frühling in den Kerker schleppen sollte, hatte er mit sich genommen. Er wollte im Citatenlexikon nachsehen, woher das dunkle zweideutige Wort stamme und welchen Sinn es habe. Aber er fand die Quelle nicht und das verschärfte seine Zweifel und verstörte ihn. Mißgriff — Mißgriff — — — Mißgriff! . . .

Das Band, das auf dem Tische lag, glogte ihn frech an. Die Buchstaben wuchsen ins Riesengroße, sie lösten sich los und umkreisten ihn. Einer packte ihn am Arm, der andre zwidte ihn in die Nase, der dritte trat ihn auf die Füße, und der vierte bohrt sich wie ein spitzer Pfeil in sein Auge. Dann wirbelten die Buchstaben in ihren goldenen Gewändern in totem Reigen, und immer mächtiger brauste im Chor die Mahnung: Schleppt den Frühling in den Kerker! Und

auf einmal war der Spul verschwunden, und der Polizeileutnant entdeckte statt der Schleife auf dem Tisch einen weißen Altenbogen, auf dem geschrieben stand: Schleppt den Frühling in den Kerker!

Himmel — beinahe hätte er's vergessen. Das war's, worauf zu bestimmen er sich vergeblich bemühte. Er hatte ja von seinem Chef den Dienstbefehl erhalten, auf den Frühling zu fahnden und ihn zu verhaften. Wenn er nur wüßte, wo er ihn fände!

Und der Polizeileutnant schnalzte feufzend den Säbel um und ging, so müde er war, auf die Suche.

Ueberall bemerkte er die Spuren des Freblers, aber ihn selbst entdeckte er nicht. Offenbar, alle Welt hielt es mit dem Verbrecher und leistete ihm Beihilfe.

Auf dem Platz steckten die Büsche bereits grüne Fähnlein heraus. „Wer hat Euch das erlaubt?“ schrie sie der Lieutenant an, „habt Ihr die polizeiliche Konzeßion?“ „Ach nein,“ flüsternten bebend die grünen Fähnlein. „Was für eine Freiheit,“ rief der Beamte, „na, wartet!“ Und er nahm seine Schere und wollte die knospenden Teile abschneiden. Da flehten die grünen Fähnlein: „Verstümme uns nicht. Siehe, wir glaubten nichts Arges zu thun. Der Frühling kam zu uns und ermunterte uns, zu wachsen und zu blühen. Da glaubten wir, es sei gestattet.“

„Der Frühling?“, rief der Lieutenant erregt und ließ die Schere sinken. „Sagt rasch, wo ist der Lump?“ „Das wissen wir nicht,“ meinten die grünen Fähnlein, „doch nimm uns lieber das Leben, als ihm.“

„Ihr seid Narren!“, sagte der Lieutenant ärgerlich. „Diesmal will ich noch Gnade für Recht ergehen lassen. Aber wenn Ihr's nochmal thut —“. Damit war er eilig davon.

Auf einem eisernen Gitter sah eine Schwarzdroffel und stimmte ihr Lied, das wie ein Aufstakt des Nachtigallengesanges scheint, wenn man die Vögellieder nicht genau kennt.

„Mach hier keinen ruhestörenden Lärm!“ herrschte der Polizeileutnant, „das Singen ist ohne Hausierschein verboten!“

Aber die Schwarzdroffel erwiderte frech: „Was geh's Dich an! Der Frühling war bei mir und hat's mich geheißt.“

„Unverschämtes Vieh!“ brüllte der Polizeileutnant, „ich will Dich lehren, wer Herr im Staate ist, der Frühling oder die Polizei.“ Damit hob er die Schere und gedachte die kleine Kehle der Schwarzdroffel zu durchschneiden.

„Laß mich am Leben, Herr Polizeileutnant; ich sage Dir auch, wo der Frühling steckt!“

„Sag's und Du darfst leben und sogar täglich nachmittags von 6 bis 7 Uhr und Sonntags den ganzen Tag außer den Stunden des Hauptgottesdienstes bis auf Widerruf singen“, erklärte der Polizeileutnant.

„Dort oben im sechsten Stock glaube ich, ist der Frühling“, rief die Schwarzdroffel und flog davon.

Der Polizeileutnant kletterte fluchend die sechs Stockwerke empor. An einer Thür entdeckte er ein Stück Papier mit der Aufschrift: „Müller, Dichter“. Da wird's sein, dachte der Polizeileutnant, und ging hinein. Drinnen sprang ein Mann empor und rief entsetzt: „Ich bin nicht zu Hause“. Er hielt den Polizeileutnant nämlich für einen Gerichtsvollzieher.

Der Polizeileutnant aber schritt schnell auf den weißen Tisch zu, auf dem außer einem Tintensafz, einer Feder und einigen Tintensfedern nur ein weißes Blatt Papier zu sehen war. Obenan stand: „Lenzfreiheit!“ Und darunter las man die Zeilen:

Nächtens trat der Frühling mir ans Lager,
Sprach: Nun tummle dich, Poet . . .

„Eine saubere Wirtschaft,“ bemerkte der Polizeileutnant, „Sie beherbergen hier ohne polizeiliche Anmeldung diese gemeingefährliche Person; liefern Sie mir sie aus oder ich zerschneide Ihren poetischen Biß in tausend Atome.“ Er schwang fürchterlich die Schere.

„Nur das nicht“, rief der Dichter entsetzt; „ich bedauere sehr, der Frühling ist aber nicht mehr hier.“

„Das kann jeder sagen“ — schraubte der Polizeileutnant — „geben Sie mir den Aufenthalt der Person an, oder —“

„Ich glaube, sie ist nebenan, im großen Saale. Ich höre dort so ein Praufen“, versetzte der Poet eingeschüchtert; „aber pumpen Sie mir wenigstens einen Thaler wegen des Schrecks.“

„Wenn ich den Frühling habe, kriegen Sie den Thaler — Ehrentwort,“ erwiderte der Polizeileutnant und kletterte hastig die Treppen hinunter.

Nebenan im großen Saale standen dicht gedrängt Tausende von Menschen, Männer und Frauen. Ein Redner sprach über das stumme, andächtige Gemüth hin: Vom Völlerfrühling, von Märtyrern, die gefallen, von der Freiheit.“

Der Polizeileutnant plagte in die Andacht hinein und schrie: „Ihr verbergt den Frühling, liefert ihn mir aus.“

Da brach ein übermüthiges Gelächter aus und man rief ihm zu: „Gewiß, hier ist der Frühling, in unsren Seelen ist er, arretieren Sie ihn nur.“

„Vande!“ schimpfte der Polizeileutnant, erhob die Schere, und löste die Versammlung wegen Störung der öffentlicher Ordnung auf.

Aber den Frühling konnte er nicht ertwischen.

Wütend, hungrig, zerschlagen wanderte der Häcker weiter. Er gedachte sich patriotisch-künstlerisch zu erquiden und ging in die Sieges-Allee. Bereits bei der zweiten Gruppe links fühlte er sich beruhigt und gehoben. Bei der sechsten jedoch entdeckten seine scharfen, spähen Augen auf der weißen Marmorbank ein Frauen-

zimmer, ganz jung, fast noch ein Kind, und splitternackt. Es weinte leise vor sich hin und wischte sich die Thränen mit ihrem lichten Haar.

Der Polizeileutnant geriet wieder in Wallung und näherte sich dem Frauenzimmer: „Donnerwetter, schämen Sie sich nicht?“

„Nein,“ seufzte das Mädchen, „aber nehmen Sie mich nur mit. Es macht mir keine Freude mehr hier draußen. Ich heiße nämlich Frühling.“

„Ah!“ Der Polizeileutnant geriet außer sich vor Ueberraschung und seligem Stolz.

Das Frauenzimmer aber fuhr fort, leise zu klagen: „Ich war hierher gekommen, um den Gain auch ein bißel auszupuhlen. Inbes es ging nicht. Hier unter den starren Marmoroldaten ist mir die Kraft erloschen. Hier paßt kein Grün und keine Blüte. Ihr braucht mich nicht mehr. Ich bin überflüssig. Macht Euch nur selber den Frühling. Behängt die Bäume mit Orben und die Sträucher mit Egen und statt des Grases laßt Kries wachsen, mit dem lineal sauber geordnet. Und statt aus Bäumen könnt Ihr schließlich auch aus stämmigen Schulzeuten einen glitzernden Parl bilden. Nimm mich nur mit, Herr Polizeileutnant.“

Ihre Thränen strömten wie ein Wildbach.

Der Polizeileutnant ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit nerviger Faust packte er das nackte Wesen, daß an den Armen große Flecke emporblauten. Endlich konnte er die Ordr ausführen und ruhig schlafen gehen. . . .

Nun sah der Frühling im Kerker. Der Minister, der Polizeipräsident, der Polizeileutnant, der sofort zum Hauptmann befördert ward, wandelten in strahlendem Glüd.

Jedoch die übrige Menschheit wurde grau und düster. Die Sonne hing am Himmel wie ein Spinnweb. Alle Blätter waren in der Knospe verdorrt. Es war wie ein Raupenfraß über die Natur und die Herzen gekommen. Und die Vögel waren verstummt.

Die Menschen hielten es nicht mehr aus vor Ueberdruß und Stumpfsheit. Sie stürzten fast das Polizeipräsidentium und begehrten dort eingelert zu werden, wo der Frühling schmachtete. Das half nichts. Wer nichts verbrodten, durfte nicht in den Kerker. Da begannen alle Menschen zu stehlen, zu rauben, zu morden, Meineide zu leisten und die Majestät zu beleidigen. Und die Feigsten selbst begingen irgend einen groben Anflug. Alle Straßenbahnen, Droßcheln, Omnibusse mußten in grüne Wagen verwandelt werden. Die aktive Armee wurde teils zum Transport, teils zu Dichtern und Staatsanwälten verwendet. Man prügelte sich um das Vorrecht, zuerst im Gefängnis einzutreten.

Und eines Abends überfiel das furchtbare Kerkerfieber auch den Polizeihauptmann. Er mußte einen Frebel begehen, um des Gefängnisses fähig und würdig zu werden. Er sann und sann, was er anstellen solle. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Wie vom Schicksal getrieben, lief er nachts auf den Friedhof der Märzgefallenen, und bis zum Morgengrauen hochte er da auf der feuchten Erde, nährend, nährend, bis er alle abgeschnittenen Schleifen zusammengefißt hatte; zuletzt die Schleife mit den Worten: „Schleppt den Frühling in den Kerker“. Gerade als er dieses Band fertiggenäht hatte, bemerkten sein Thum Schulzeute. Sie griffen ihn und sperren ihn dort ein, wo der Frühling saß. . . .

Und wenn er nicht inzwischen erwacht ist, sitzt er noch heute da. —

(Nachdruck verboten.)

Die Nase im Völkerverkehr.

Einer meiner Freunde hat eine äußerlich sehr edel gebaute Nase, die jedoch trotzdem ganz untauglich ist: ihr mangelt völlig das Geruchsbvermögen. Oft haben wir den armen Kerl bedauert; gehen ihm doch so süße Empfindungen, wie der Duft der Rose, der zarte Hauch, der dem Lodenhaar einer jungen Schönen entströmt, gänzlich verloren. Heute bedauere ich ihn nicht mehr. Ich würde ihn, wenn er nicht zufällig in geordneten Verhältnissen lebte, ohne Bedenken für den Posten eines chinesischen Gesandten oder Ministers empfehlen, und ich bin sicher, daß ich der Sache Europas damit einen wesentlichen Dienst erwiese. Weshalb? Nun eben wegen seiner unbestechlichen Nase. Die Chinesen behaupten nämlich, von den „fremden Teufeln“, den Europäern, gehe ein für ihre Nasen abscheulicher Geruch aus. Ein chinesischer Gelehrter erklärte, dieser Geruch sei für ihn so stark und unangenehm, daß er ihn röche, wenn ein Weißer in seinem Zimmer gewesen sei. Sogar in den Kleibern setze er sich fest; denn wenn der Erzähler nach einem Besuche bei Europäern zu seinen chinesischen Freunden komme, dann sagten ihm diese: „Aha, Du bist wieder bei den Fremden gewesen, wir riechen es!“ Wegen dieses Geruches — so behaupten die Chinesen — könnten sie mit den Europäern nie auf einen besseren Fuß kommen.

Die Sache beruht übrigens auf Gegenseitigkeit. Der Missionar Gur schreibt den Chinesen einen starken Moschusgeruch zu, der dem in China Reisenden von allen Seiten zukufte. Der Physiker Adolf Erman bestätigt das in seiner Reisebeschreibung mit folgenden Sätzen: „Bei der Rückkehr nach Nschita besuchte ich daselbst das Haus des Kaufmanns Kotelnikow. Diesmal und in mehreren anderen Fällen bemerkte ich schon beim Eintritt in das russische Haus durch einen eigentümlichen Geruch, daß Chinesen in dem Besuchszimmer waren! Zu dem Geruch in Naimatschin (wo Erman diesen Duft zuerst bemerkte hatte) trugen freilich die Rauchherzen vor den mongolischen Kapellen und der Dampf von chinesischem Pulver einiges bei; aber weit wesentlicher die Chinesen selbst, von denen jeder um sich eine

Atmosphäre verbreitet, die an den strengen Geruch des Lauges erinnert. Ich glaube kaum, daß dieser auf so direkte Weise, wie die Nussen es behaupten, von gegessenen Zwiebeln herührt; man würde dann diese Eigentümlichkeit nicht, so wie es hier an der Grenze geschieht, bei allen Individuen, zu jeder Zeit und an allen Gegenständen, die mit ihnen in Berührung gewesen sind, wahrnehmen. Erman ist der Meinung, daß die Ausdünstungen des menschlichen Körpers bei den einzelnen Nationen eine konstant unterscheidbare und berechnliche Beschaffenheit annehmen, und daß dieser Völckergeruch noch neben jenen individuellen Ausdünstungen bestehe, an denen z. B. der Hund die Spur seines Herrn wiedererkenne.

Huc bestätigt diesen Völckergeruch, indem er sagt: „Man unterscheidet vermittelt der Geruchsnerven sehr leicht die Ausdünstung der Neger, der Malaien, der Chinesen, Mongolen, Tibetaner, Hindu und Araber. Auch das Land, der Boden, den diese verschiedenen Völcker bewohnen, verbreitet analoge Ausdünstungen, die einem namentlich frühmorgens auffallen, wenn man die Gassen der Städte oder das Feld durchwandert.“ Späterhin stumpfen sich die Sinne gegen diesen Geruch ab, und man beachtet ihn nicht mehr. Bekanntlich schrieb man im Mittelalter und auch wohl noch später den Juden, da sie abge sondert in ihren Ghettos wohnten, einen spezifischen Geruch zu, und scheint ihn thät sächlich als ein sehr auffallendes und unangenehmes Massenermal empfunden zu haben. Heutzutage ist eine allgemeine Empfindung dafür durchaus nicht mehr vorhanden, ein Beweis für die von Huc behauptete, allmählich eintretende Abstumpfung der Nase.

Für besonders duftig sind von vielen Reisenden die Neger erklärt worden, und doch herrschen gerade hinsichtlich des Negergeruchs die verschiedensten Meinungen. Daß man einen Schwarzen von einem Europäer nur mit Hilfe der Nase, unter Ausschluß aller anderen Sinne, erkennen könne, falls man nur nahe genug an ihn herantritt, ist sicher. Jedenfalls ist die Ausdünstung der verschiedenen afrikanischen Negerstämme nicht von gleicher Stärke, und die Nichtnigriten, wie die mehr hamitischen Massai, die Galla, die Abyssinier, entbehren des Negergeruchs und verabscheuen ihn sogar teilweise. Nach Buffon sollen es die Angolaner sein, die den europäischen Geruchsnerven die schlimmsten Beleidigungen zufügen, und gerade ihnen stellt der deutsche Reisende Stabsarzt Ludwig Wolf, einer der Begleiter Wichmanns, das beste Zeugnis aus. „Unter den 500 Angolanern“, schreibt er, „die im Dienst unsrer Expedition standen, ist mir die Nähe eines einzigen durch unangenehme Ausdünstung widerlich gewesen.“ Auch sonst hat er den angeblich durch die Ausdünstung der Schwarzen bedingten, spezifisch unangenehmen bodähnlichen Geruch weder bei den ihm bekannt gewordenen Küst negern, noch bei den Völkerstämmen Centralafrikas konstatieren können. „Ich will“, schließt Wolf seine Aufzeichnungen über diesen Punkt, „damit nicht behaupten, daß die Neger nicht einen spezifischen — individuellen — Geruch haben, der ihnen ebenso eigen ist, wie ein solcher den Europäern und Indianern.“ Ob Reinlichkeit diesen Geruch vertilgen kann, ist zweifelhaft; manche Anthropologen behaupten, andere bestreiten es. Auch in fremden Erdteilen haftet diese Ausdünstung an der Nase und teilt sich den Nachkommen mit. Die Ausdünstung der Bushneger Surinams an der Nordküste Südamerikas ist eine so eigentümlich stinkende, daß jede andere wohlthuende Empfindung davor schwindet. Sie ist den Indianern Guianas gerade so widerwärtig, wie den Europäern, und veranlaßt indianische Frauen und Kinder, bei der Annäherung eines Negers sich die Nasen zuzuhalten und auszuspuhen.

Weniger stark, wenn auch bei einiger Aufmerksamkeit auf den Punkt deutlich erkennbar, prägt sich der Völckergeruch bei den Indianern aus. In Chile belegt man den widerlichen Geruch der Arantaner mit dem Namen *soreno*, und im Innern Brasiliens fanden deutsche Reisende einen Stamm, der zwar nicht so wild wie die Neger, aber doch auch gerade nicht nach Veilchen duftete. Die Indianer selbst, bekanntlich keine Neger, unterscheiden die Ausdünstungen der verschiedenen Rassen sehr gut, und die Indianer Perus sollen Europäer, Rothhäute und Neger sogar nachts am Geruch erkennen können. Die Orang-Outang, Eingeborene der hinterindischen Halbinsel Malakka, vermögen das nicht, obwohl sie dem Naturzustande weit weniger entfremdet sind als die Peruaner. Von einem Reisenden gefragt, ob sie ihn nicht auf eine gewisse Entfernung hin in der Nacht riechen könnten, lachten sie und sagten u. a., daß sie wohl den Tabak riechen könnten (der Reisende rauchte die Pfeife), aber nicht ihn selber, da er kein Tiger sei.

Dieser spezifische Massengeruch ist auch bei den Bewohnern des fünften Kontinents von Reisenden sicher festgestellt worden, selbst bei sehr reinlichen Eingeborenen. Sogar die Pferde wittern von weitem die Nähe eines Lagers von Australnegern und zeigen dies durch eigentümliches, unruhiges Gebaren an. Auch Rindvieh und Hunde werden unruhig, wenn sie zum ersten Male einen noch unsichtbaren Australier am Geruch wahrnehmen, wie Huc und andere Reisende sich von den chinesischen Hunden überall schon von weitem an ihrem Geruch erkannt haben.

Hermann Berdrow.

Kleines feuilleton.

ek. Seelische Gymnastik. Die Erziehung des Willens und die Macht, die der Mensch dadurch über seinen Körper erlangen kann, macht Dr. Felix Regnault zum Gegenstand einer sehr bemerkenswerthlichen Arbeit. Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

wertes Studie, die er in der „Revue“ veröffentlicht. Er will eine Art seelischer Gymnastik, die in gewisser Beziehung schon immer unbekannt angewendet wurde, zu einem bewußten Erziehungsmittel machen. Suggestion und Autosuggestion sind nach der Meinung des Arztes nur für Leute gefährlich, die nicht den richtigen Gebrauch davon zu machen wissen, und er giebt Winke für den Gebrauch der Autosuggestion. Alle Stunden des Tages sind nicht gleich günstig, und zum sicheren Erfolg muß man den Geist von der Außenwelt ablenken. Geräusch, Unterhaltung und das Gehen und Kommen der Umgebung vermeiden. Der Abend ist die beste Zeit für die Autosuggestion, gerade ehe man in den Schlaf fällt. Man muß dabei angestrengt denken und sich mit geistiger Wiederholung beschäftigen. Leute mit starkem Willen haben durch diese Methode außerordentliche Ergebnisse erzielt, z. B. eine Kontrolle der Muskeln und das Beschleunigen oder Aufhören der Herzschläge. Als Beispiel, was durch einen starken Willen erreicht werden kann, erzählt Regnault folgendes: „Bei einer Reise, die ich vor zwölf Jahren nach Indien machte, sah ich einen Europäer die Thaten der Fatire vollbringen. Er erzählte mir, daß er sie bewundert und versucht hätte, sie nachzuahmen. Er bemerkte, daß ein starker Wille genüge, um 20 bis 30 Minuten mit ausgebreiteten Armen in Kreuzform zu verharren. Ebenso konnte er ohne Leiden lange Nadeln in die Waden und Hände stecken, deren Wunden nicht bluteten. Wenn er dagegen seinen Willen nicht meisterte, erduldet er Schmerzen und die Wunden bluteten. Ein bei Varnum ausgestelltes Wunder, Thomasso, der Stednabekiffen mensch, zeigt dieselben Wunder. Wenn er will, tritt bei ihm Unempfindlichkeit ein, und die Wunden bleiben blutlos; überdies kann er nach Belieben den Blutumlauf beschleunigen oder verlangsamen. Diese beiden Menschen gebieten über ihr Empfindungsvermögen und ihren Blutumlauf durch Vermittlung der Herz- und vasomotorischen Nerven, wie wir unsre Muskeln in der Gewalt haben. Sie hätten im Altertum den Namen Stoiker verdient; denn auch diese ertrugen die schwersten Operationen kaltblütig und behaupteten: „Schmerz, du bist nur ein Wort.“ Viele Wilde besitzen übrigens noch heute diese außergewöhnliche Unempfindlichkeit. Dr. Samoglu erzählt, daß in Omdurman (Nubien) zur Zeit der Dervische Diebe die Amputation des Unterarmes auf öffentlichen Platz unter großem Zulauf des Volks erlitten. Nach dem Schnitt mit dem Jagan tauchte man das verstümmelte Glied in kochendes Del, um den Blutverguß anzuhalten. Alle erlitten die Operation, ohne den geringsten Schrei auszustößen, ohne die geringste Bewegung zu machen, ja ohne überhaupt das Gesicht zu verziehen, mit vollständiger Unempfindlichkeit. Es war für sie eine Ehrensache, keinen Schmerz zu äußern, und infolge ihres Willens empfanden sie keinen lebhaften Schmerz.“ Ein Mißanthrop kann heiter werden, ein träger Mensch thätig, ein leidenschaftlicher vernünftig, nur durch die Erziehung des Willens; eine einfachere und leichtere Methode ist es jedoch, die gewünschte Suggestion mechanisch laut zu wiederholen. Einige Leute werden durch Gesichtsbilder stark beeinflusst, und der Verfasser erwähnt den Fall eines Hypochonders, den er dadurch heilte, daß er ihn jeden Abend auf die Wand seines Schlafzimmers mit phosphoreszierendem Pulver schreiben ließ: „Ich bin heiter“, und mit diesem Spruch vor Augen schlief er ein. Durch die Wiederholung solcher Formeln wie „Ich soll arbeiten“, „Ich soll vernünftig sein“, „Ich werde heiter sein“ könnte viel erreicht werden, obgleich zuerst das Verfahren wirkungslos erscheinen könnte.

Humoristisches.

— Ein Unterschied. Frau (im Biergarten zu ihrem Mann): „Schau, Franzel, dort sitzt eine Amsel! Ach, wie nett!“

Mann: „Laß mich zufrieden, Alte; ich sitz' alle Tage hier und viel länger, als die Amsel, dies hast Du noch nie nett gefunden.“

— Enfant terrible. Madame (zu dem neuen Dienstmädchen): „Daß es die Dienstmädchen gut bei mir haben, ersehen Sie schon daraus, daß sie mich gern besuchen kommen, wenn sie einmal eine andre Stellung haben; Ihre Vorgängerin war erst heute wieder bei mir.“

Der kleine Max: „Nicht wahr, Mama, die hat auch noch Lohn zu kriegen!“

— Frech. Schusterjunge (zu einem Herrn mit kolossaler Platte): „Sie haben sich wohl mit dem Rasiermesser gefämmt?“ — („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Der Bauernfeld-Preis (2000 Gulden) wurde Arthur Schnitzler für seinen Einakter-Opus „Lebendige Stunden“ zuerkannt.

— Björnsons Schauspiel „Storhova“ wird die nächste Novität des Deutschen Theaters sein.

— Das Thalia-Theater bringt als nächste Neuheit die Ausstattungssposse „Der Posauenengel“ heraus.

— Konrad Ansoerge bringt in seinem dritten Klavierabend (Beethovenjaal am 27. März u. a. auch eine eigne Sonate F-moll zum Vortrag.

— „Das neue Leben“ (La vita nuova), ein Chorwerk nach Worten Dantes von E. Wolf-Ferrari, wird unter Mitwirkung von Theodor Bertram, des Raim-Orchesters und des Förgeschen Chors am 21. März d. J. im Raim-Saale zu München seine Uraufführung erleben.

Vormwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.